



SPANIENS VERDRÄNGTE GESCHICHTE

DIE WIEDERKEHR DER TOTEN

Verschleppt, ermordet, verscharrt: So wie der Krämer Emilio Silva starben 150 000 Menschen während der Franco-Diktatur. Nach dem Tod des Diktators 1975 forderten dessen politische Erben »Versöhnung«, doch die Erinnerung erlischt nicht einfach. Die Enkel der Opfer beginnen, Massengräber zu öffnen, Fragen zu stellen. Sie suchen nach Überresten ihrer Ahnen. Und nach Federico García Lorca, dem großen spanischen Poeten

Von Jürgen Schaefer

10|2010 GEO 101

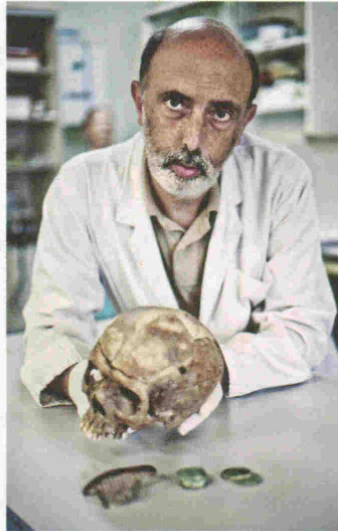
Auf dem Labortisch von Paco Etxeberria: das Ende des Schweigens, das Ende der Lügen. Knochen, rostbraun wie die Erde, in der sie verschüttet waren, ausgelegt zum Trocknen, nachdem Etxeberria sie im Waschbecken mit der Bürste gereinigt hat. Ein Ventilator fächelt Luft über das Skelett. Die Hände: eine Handvoll Knöchelchen. Das Rückgrat ein Puzzle. Ein schief grinsender Schädel. „Mindestens 40 Jahre alt, höchstens 60, männlich, kräftig, nicht groß. Kalk am Fersenbein, an den Gelenken. Ein Mann, der sein Leben lang hart gearbeitet hat. Wahrscheinlich ein Bauer.“

Paco Etxeberria, 53, ist Gerichtsmediziner an der Universität von San Sebastián und will den Tod des Bauern aufklären. Er lässt den Schädel durch seine weichen Hände gleiten. In der Hirnschale ein kreisrundes Loch, der Eintritt der Kugel. Vorn im Kiefer fehlen zwei Zähne, der Knochen ist gesplittet. Hier hat die Kugel den Kopf verlassen.

Der Bauer wurde ermordet, 1936, zu Beginn des Spanischen Bürgerkrieges, und in einem Massengrab verscharrt. 73 Jahre lang hatte es niemand gewagt, den Leichnam auszugraben. Denn Spanien versucht seit einem Dreivierteljahrhundert, die Opfer des Bürgerkrieges und der Franco-Diktatur zu vergessen. Anders als in Deutschland, wo die Geschichte des Nationalsozialismus zum Pflichtstoff in allen Schulen gehört, wissen spanische Kinder nur wenig über den Diktator, der ihr Land fast 40 Jahre lang regierte.

Dieses Schweigen ist die spanische Antwort auf die Fragen, die am Ende jeder Diktatur stehen: Muss die Wahrheit auf den Tisch – oder ist es besser, zu schweigen? Was dient dem Frieden eher: die Suche nach Gerechtigkeit – oder Verdrängung?

Verdrängung ist der Versuch, Wunden durch Vergessen zu heilen. Die Hoffnung, Schuld könne auch ohne Sühne vergehen. Doch die Toten lassen dem Land keine Ruhe. Es sind zu viele: Mehr als 150 000 Menschen wurden während



der Franco-Diktatur verschleppt, ermordet und verscharrt.

Vor zehn Jahren machten sich schließlich die Enkel der Opfer auf die Suche. Sie kannten den Krieg nur aus Büchern und konnten die Furcht, die Franco verbreitet hatte, nur in der bleiernen Schweigsamkeit ihrer Väter erahnen. Es sind die Nachgeborenen, die Massengräber suchen, Tote bergen – und den Schorf von Wunden kratzen, die nie verheilt sind.

Einige Tausend Skelette sind seither geborgen worden. Doch ausgerechnet die Suche nach dem berühmtesten Opfer des Spanischen Bürgerkrieges ist bis heute vergeblich geblieben. Irgendwo im Süden, vielleicht in der Einsamkeit der Berge Andalusiens nahe seiner Heimatstadt Granada, liegen ungeborgen die Gebeine von Federico García Lorca.

Im Herbst 2009 rückten die Bagger an, begann die Provinzregierung, nach ihm zu graben zu lassen. Doch Lorca, der größte spanische Poet des 20. Jahrhunderts, bleibt verschollen. So wie er es stets vorausgesagt hatte.

„LAGARTO, LAGARTO, LAGARTO!“ Federico García Lorca wird bleich und bekreuzigt sich, als er am 13. Juli 1936 in Madrid in den Zug steigt. Im Gang vor seiner Kabine hat er einen Parlaments-

Der Forensiker Paco Etxeberria hat Hunderte Skelette von Opfern des Franco-Regimes untersucht. Er sagt: »Keiner dieser Menschen trug je eine Waffe«

abgeordneten aus Granada gesehen, den er fürchtet. Dreimal die Echse (*lagarto*) zu berufen soll Unglück abwenden.

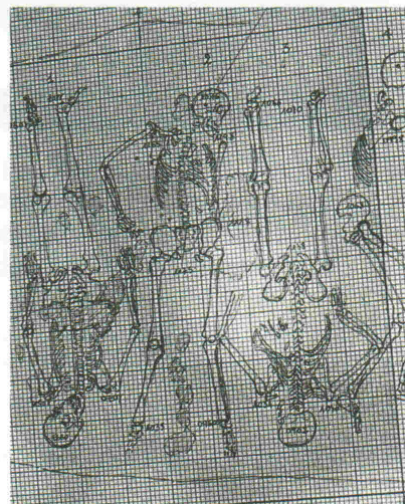
Noch herrscht Frieden in Spanien, aber Lorca ist mit den Nerven am Ende.

Tagelang hat der Dichter mit seiner Entscheidung, nach Granada zu fahren, gerungen. Zwei Tage zuvor, im Haus des chilenischen Dichters Pablo Neruda, haben ihn Freunde gedrängt, in Madrid zu bleiben. Die Schauspielerin Margarita Xirgu versucht seit Wochen, ihn zur Premiere seines Theaterstücks „Mariana Pineda“ nach Mexiko zu locken. Wahrscheinlich hat Lorca sogar die Schiffspassage schon in der Tasche. Doch vor der Reise will er seine Eltern in Granada besuchen. Und er will weg aus Madrid.

„Diese Straßen“, sagt er düster einem Freund, „werden bald übersät sein mit Leichen.“

Niemand zweifelt zu diesem Zeitpunkt noch daran, dass Spanien auf einen Bürgerkrieg zusteuert. Das Ende der Monarchie liegt fünf Jahre zurück; die Zweite Republik wird regiert von einer Volksfront aus Kommunisten, Anarchis-

AM ENDE JEDER DIK



ten und Sozialisten. Nun rüsten die Nationalisten zum Angriff, ein Bündnis aus Kirche, Konservativen und Faschisten.

Doch in diesem Konflikt geht es nur vordergründig um Parteiendissonanzen. Der Riss, der durch Spanien geht, trennt eine avantgardistische Moderne von einem spätfeudalen Geist, der beharrlich der Erneuerung des Landes trotzt. Es ist ein Kampf zweier Weltbilder: Die einen glauben daran, dass alle Menschen gleich sind. Die anderen, dass die alte Ordnung von Gott gewollt ist und somit unveränderbar. Beide Seiten sind bereit, zu morden für ihre Überzeugung. In Madrid brechen Straßenkämpfe aus.

Der Zug fährt durch die Nacht nach Süden, nach Granada, einer engen Provinzstadt in Andalusien. Als Lorca morgens ankommt, wird ihm klar: Die Situation in seiner Heimatstadt ist kaum besser als in Madrid. Brandstifter haben die Druckerei der Tageszeitung „El Ideal“ abgefackelt. Lorca zieht sich in das Land-

Die Überreste von 46 Leibern werden aus einem Massengrab nahe Burgos geborgen. Die Menschen waren 1936 ermordet worden, kurz nach Beginn des Spanischen Bürgerkrieges. Paco Etxebarria dokumentiert die genaue Lage der Skelette im Massengrab



TATUR STEHT DIE FRAGE: MUSS DIE WAHRHEIT AUF DEN TISCH?



haus der Familie zurück, einen halben Kilometer vor der Stadt in einem Obsthain gelegen. Er ruft, wie üblich, bei den Tageszeitungen an, die seine Ankunft prompt vermelden. Lorca ahnt nicht, dass es besser wäre, sich zu verstecken.

Am 18. Juli, vier Tage nach Loras Ankunft in Granada, erheben sich die Nationalisten gegen die Zweite Republik. Von Gran Canaria aus macht sich General Francisco Franco auf den Weg nach Norden. Franco ist ein Karriere-Militär: Major im Alter von 22 Jahren, Kommandeur der Fremdenlegion mit 29, General mit 33 Jahren. 1934 hat er einen Arbeiteraufstand in Asturien so grausam

niedergeschlagen, dass ihn die linke Regierung später zu ihrer eigenen Sicherheit auf die Kanaren verbannt hat.

Jetzt, im Alter von 42 Jahren, lässt sich Franco zum *caudillo* ausrufen, zum Führer des Aufstands. Er bemächtigt sich der „Falangisten“, einer faschistischen Splitterpartei, die er später zur Staatspartei aufbauen wird. Doch zunächst misslingt sein Putsch: Madrid und Barcelona erklären der Republik ihre Treue. Spanien ist zweigeteilt. Der Krieg beginnt.

Die Linken greifen zu den Waffen, um als „Republikaner“ die Zweite Republik zu verteidigen. Aus ganz Europa eilen ihnen Freiwillige zu Hilfe. Schon nach



wenigen Tagen fällt Granada an die Nationalisten. Sie verhaften den linken Bürgermeister, Loras Schwager. Vor dem Landhaus der Familie tauchen Falangisten auf, sie bedrohen den Dichter. Lorca sitzt in der Falle. Und er hat Feinde in der Stadt, die plötzlich über Macht verfügen. Auch über die Macht zu entscheiden, wer lebt und wer sterben wird.

„SO WURDE DIE WAFFE angesetzt...“ Paco Etxeberria, der Gerichtsmediziner, lässt seinen ausgestreckten Zeigefinger zurückschnellen von der Hirnschale, die er in den Händen hält. „Immer von hinten auf den Kopf.“ Er legt den Schädel zurück auf den Labortisch. Einen Tag braucht der Gerichtsmediziner, um ein Skelett zu untersuchen, Schusswunden zu kartographieren, Zähne aufzusägen auf der Suche nach DNS-Material. Am Ende wickelt er die Knochen behutsam in Packpapier und legt das Paket in eine Kunststoffkiste, 50 Liter Volumen. Was vom Menschen übrig bleibt, nach 73 Jahren in der Erde, passt in eine Kiste, in der sonst Kinder Legosteine aufbewahren.

Gut 200 dieser transparenten Behälter hat Paco Etxeberria in den Ecken seines Labors zu Türmen gestapelt, nach Fundort sortiert. Jeder Turm ein Massengrab. Die Exhumierungen sind ein Puzzlespiel,

DER POET LORCA VER

Bohemien, Avantgarde und politisch links: Federico García Lorca (oben, in Granada, 1925) lebte die Ideale der Zweiten Republik. Der *caudillo* Francisco Franco (Mitte, im August 1936) verstand sich dagegen als Inbegriff des alten Spanien: Er war antimodern, stockkatholisch und autoritär



an dem ein ganzes Team beteiligt ist. Historiker lokalisieren den Fundort, Archäologen überwachen die Ausgrabung, Dental-Forensiker und Radiologen identifizieren die Überreste.

Paco Etxeberria lässt die Ausgrabungen filmen. Oft befragt er selbst Angehörige und Zeugen, so sie noch zu finden sind. Er hat die Fähigkeit, Menschen sehr lange unverwandt anzusehen, ohne auch nur einen Muskel seines Gesichts zu bewegen. Redet er, dann mit der kontrollierten Ruhe eines Menschen, der weiß, dass all seine Arbeit vergebens war, wenn er seinem Zorn erlaubt, ihn zu überwältigen. Seine Augen, blau mit braunen Einschlüssen aus der Iris, strahlen eine große Ruhe aus. Paco Etxeberria ist sich dessen, was er tut, sehr sicher.

Am Ende seiner Arbeit fertigt er zu jedem Massengrab ein Dossier an, das Hunderte Seiten umfasst: Skizzen vom Fundort, Protokolle der Interviews und der Laboranalysen. Schemazeichnungen der Skelette mit roten Punkten für die Schusswunden. Fotos von Kugeln aus Mauser-Gewehren. Kein Detail darf übersehen werden.

Die Dossiers zeugen von großer Hingabe. Sie lassen den Opfern Aufmerksamkeit und Zuwendung zuteilwerden, die sie zu Lebzeiten nie von Fremden

Ferien ansetzen, weil die Teams aus Ehrenamtlichen bestehen, die ihre Freizeit opfern. Niemand bekommt je Geld dafür. Die Ausgegrabenen sind Namenlose; Menschen, deren Verschwinden Spanien seit einem Dreivierteljahrhundert versucht zu ignorieren.

Es fehlt Geld, weil der politische Wille fehlt, das bleierne Schweigen zu brechen. Es fehlt ein zugkräftiger Name. Ein Skelett, das Spanien nicht ignorieren kann.

Das Skelett von Federico García Lorca.

NACHDEM FALANGISTEN ihn vor seinem Zuhause zu Boden werfen und treten – am 9. August 1936, drei Wochen nach Ausbruch des Bürgerkrieges –, weiß Lorca, dass er im Landhaus seiner Eltern nicht mehr sicher ist. Er flüchtet sich zu einem befreundeten Poeten, dessen Brüder zu den wichtigsten Faschistenführern Granadas zählen. Niemand wird es wagen, ihn dort zu behelligen, hofft er.

Granada ist in diesen Jahren der Inbegriff des alten Spanien; erzkatholisch und voller Sehnsucht nach Größe. Die Oberschicht lässt große Teile der Altstadt abreißen, um sich in protzigen Bürgerhäusern entlang einer „Gran Vía“ nach Madrider Vorbild einzurichten.

Das Geld dafür kommt von den umliegenden Ländereien, wo Zuckerrohr

an und hat wohl eine Leidenschaft mit dem Maler Salvador Dalí. Mit den Surrealisten erlebt Lorca den Aufbruch der Avantgarde in Madrid. Er verkörpert alles, was die Oberschicht Granadas verabscheut: Er ist links, intellektuell – ein homosexueller Bohemien.

Wenige Wochen vor dem Putsch überwirft er sich endgültig mit seiner Heimatstadt. In einem Interview bezeichnet er die Rückeroberung (*reconquista*) Granadas 1492 durch die katholischen Könige Ferdinand und Isabella als „schreckliche Katastrophe“. Er betrauert die verlorene Zivilisation der vertriebenen Mauren und deren „einzigartige Errungenschaften in Architektur, Poesie und Empfindsamkeit“. Das christliche Granada sei dagegen „eine verarmte, verschüchterte Stadt, ein Paradies für Geizkragen“.

Solche Sätze schmerzen die Bürger Granadas wie Faustschläge. Denn die Reconquista bildet den Gründungsmythos der Großmacht Spanien: Im selben Jahr, 1492, hatte Kolumbus Amerika entdeckt. 1936 dagegen spielt Spanien in der Welt keine Rolle mehr. Die Schrumpfmacht leidet unter einem kollektiven Minderwertigkeitskomplex, der den Nationalisten Zulauf verschafft. Gerade auch in Granada, wo sich „die schlimmste Bour-

KÖRPERTE ALLES, WAS DER DIKTATOR FRANCO VERABSCHEUETE

erfahren haben. Etxeberria sagt: „Es hat fünf Minuten gedauert, diese Menschen aus dem Haus zu holen und zu erschießen. Und es dauert Monate, dieses heute zu dokumentieren und zu beweisen.“ Seine Akribie folgt nicht allein wissenschaftlichem Ehrgeiz: „Natürlich habe ich die Hoffnung, dass irgendjemand kommt, dieses Dossier in die Hand nimmt und etwas damit anfängt.“

Das Ende der Lügen, das Ende des Schweigens.

Doch kaum jemand in Spanien will sich mit Etxeberrias Arbeit auseinandersetzen. Die Exhumierungen muss der Forensiker am Wochenende oder in den

und Tabak angebaut werden – wertvolle Güter, seit Spanien 1898 seine letzte große Kolonie Kuba in einem Krieg an die USA verloren hat.

Das Landproletariat lebt dagegen in erbärmlichen Verhältnissen, in Hütten, abhängig wie in Leibeigenschaft. Viele können weder lesen noch schreiben.

In einem dieser Elendsdörfer, Fuente Vaqueros, ist Lorca am 5. Juni 1898 zur Welt gekommen. Ein Wunder: als wäre aus einem Hühnerei eine Nachtigall geschlüpft. Als Lorca elf Jahre alt ist, zieht die Familie in die Stadt.

Lorca studiert in Madrid, freundet sich mit dem Filmregisseur Luis Buñuel

geoisie Spaniens geriert“, wie Lorca schimpft.

Sein übelster Feind in der Stadt aber ist ein Arbeiter, Agitator der Faschisten. Wenn der Poet Lorca, wie es heißt, „am Busen der Zweiten Republik gesäugt“ wurde, ist dieser Mann die Ausgeburt dessen, was Spanien in naher Zukunft erwartet: Ramón Ruiz Alonso ist ein dicker, lauter, stiefelleckender Spießkerl.

Der Mann, der Lorca seinen Mördern ausliefern wird, hasst die Zweite Republik: 1934 ist Ruiz Alonso als Abgeordneter der Rechten ins Parlament eingezogen, aber mit dem Sieg der linken Volksfront wieder ausgeschieden. Seine

Bestimmung sieht er ohnehin nicht im Parlament, eher im Straßenkampf: „Acht Tage, ohne mich umzuziehen!“, schreibt er in einer Notiz, „nachts in der Arbeit, tags in den Straßen. Barrikaden und Pistolen, Sirenen und Angriffe, das passt alles gut zu meinem Temperament!“

Er fühlt sich zu Größerem berufen, doch die Führer der Falangisten, denen er sich andient, verspotten Ruiz Alonso als „dressierten Arbeiter“. Als er nach dem Putsch versucht, sich als Kommandant einer eigenen Miliz aufzuspielen, reißen ihm Genossen das Blauhemd, die Uniform der Falangisten, vom Leib.

Am frühen Morgen des 16. August 1936 wird Loras Schwager hingerichtet, der Bürgermeister Granadas. Später am selben Tag führt Ruiz Alonso ein Großaufgebot der Zivilpolizei zu jenem Haus, in dem Lorca ausharrt. Ruiz Alonso sperrt die Straße vor dem Haus, postiert Scharfschützen auf dem Dach; ein Affront gegen den rivalisierenden Falangisten, der den Poeten beherbergt.

Als der Hausherr fragt, welche Gefahr vom Dichter ausgehe, antwortet Ruiz Alonso: „Dieser Mann hat mit der Feder mehr Schaden angerichtet als andere mit ihrer Waffe.“

Doch es sind nicht nur politische Motive, wegen derer Ruiz Alonso den Dichter hasst. Der spanische Nationaldichter Miguel de Unamuno hat einmal den Neid als „spanisches Laster“ bezeichnet: „Neid ist tausendmal schlimmer als Hunger. Neid ist der Hunger des Geistes.“ Und Ruiz Alonso, der „dressierte Arbeiter“, hat Ambitionen als Schriftsteller. Er hat ein wirres Traktat über den Faschismus geschrieben. Doch während sein

„Romanze von der Guardia Civil“ beschreibt er einen Überfall der Landgendarmerie auf eine Zigeunersiedlung. Das Gedicht nimmt die Gräueltaten des Bürgerkrieges vorweg, ebenso eindringlich, wie sie Pablo Picasso später in seinem Schlachtengemälde „Guernica“ dokumentierte.

Josef, blutüberströmt, / bedeckt ein totes Mädchen. / Durch die Dunkelheit bellt / der Starrsinn der Gewehre. / Mit Sternenspeichel heilt / Maria kleine Kinder. / Doch die Gardisten gehn vor / und säen lodernde Brände, / in denen sich jung und nackt / die Fantasie windet.

Nun, 1936, steht ein weiteres Meisterwerk vor der Veröffentlichung, auch dies eine hellsichtige Prophezeiung. Im Theaterstück „Bernarda Albas Haus“ beschreibt Lorca die Tyrannenherrschaft einer Mutter über ihre Töchter; eine Parabel auf die drohende Tyrannei Francos über Spanien. Zweimal im Stück fordert Bernarda Alba ihre Töchter zum Schweigen auf, einmal zu Beginn, um öffentliche Trauer zu unterbinden, und einmal am Ende, um eine Lüge zu bewahren. Ihr genügt dafür ein Wort: „Silencio!“ – Still!

„SCHHT! SCHHT!!!“ Ein scharfes Zischen, zweimal. Paco Etxeberria hebt den rechten Zeigefinger, mit einer Geste, die keinen Widerspruch duldet. „Davon redet man nicht!“ Etxeberria lässt den Arm sinken. „Das war es, was wir als Kinder immer zu Hause zu hören bekamen. Sobald wir auf den Bürgerkrieg zu sprechen kamen. Sobald wir Fragen über Franco stellten: Schluss jetzt! Sofort!“

Das Schweigen, das Franco wie ein Leichentuch über Spanien breiten ließ.

seufzt. „Wir sind gefangen in einer Vergangenheit der Schande.“

Als am 28. März 1939 die Truppen der Nationalisten in Madrid einmarschieren, endet der Krieg, nicht aber das Blutvergießen. Franco ist an der Macht, aber nicht am Ziel: Er sieht sich auf einem Kreuzzug. Er will Spanien, verdorben durch das aufgeklärte Gedankengut der Zweiten Republik, durch ein Blutopfer läutern. Er sagt: „Wenn wir halb Spanien umbringen müssen, dann sei es so.“

Todesschwadronen schwärmen aus in die Dörfer, in die Städte. Was sie anrichten, wird jahrzehntelang nur eine vage Ahnung bleiben: Es gibt Tote, aber wie viele? Tausende, Zehntausende? Jeder weiß von Hinrichtungen, keiner wagt, die Opfer zu zählen.

Die Toten werden nicht begraben, sie werden verscharrt, außerhalb der Friedhöfe. In jedem Dorf gibt es Ehren tafeln für tote Nationalisten, die „für Gott und Spanien“ gefallen sind. In jedem Dorf gibt es auch Massengräber ihrer Opfer. Aber über die Morde der Falangisten führt niemand Buch. „Keiner dieser Menschen hat je eine Waffe getragen“, sagt Paco Etxeberria über die Toten auf seinem Labortisch. Allein in Andalusien wurden in den vergangenen Jahren 599



FRANCO WOLLTE DAS LAND DURCH EIN BLUTOPFER LÄUTERN,

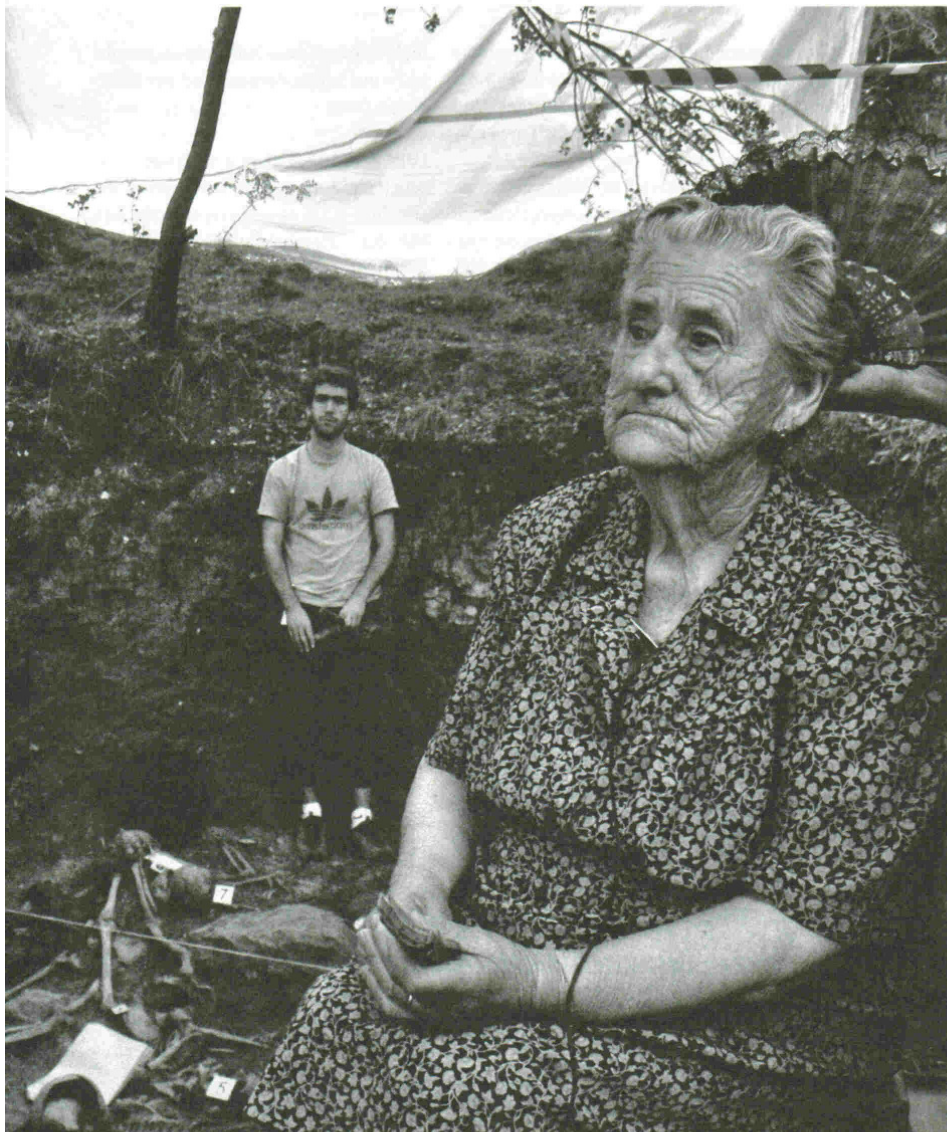
Buch wie Blei in den Regalen liegt, ist Lorca weltberühmt.

Schon 1928 hat Federico García Lorca den Gedichtband „Zigeunerromane“ veröffentlicht, bis heute weltweit eines der wenigen Werke der Poesie, die es zum Bestseller gebracht haben. In der

Das Schweigen, das Lorca vorausahnte. Das Schweigen, das mit den Skeletten auf dem Labortisch von Paco Etxeberria sein Ende finden soll.

„Wir haben uns noch einmal schuldig gemacht, weil wir viel zu lang geschwiegen haben“, sagt Paco Etxeberria und

Massengräber kartographiert. „Wo diese Menschen ermordet wurden, war kein Krieg. Das waren Leute vom Land, die an das Versprechen der Zweiten Republik geglaubt hatten, dass das Land neu verteilt werde. Dass die Schulen für alle da sein würden. Die zum Pfarrer sagten:



Teresa Pozo García, 93, sieht das Skelett ihres vor Jahrzehnten ermordeten Ehemanns bei einer Exhumierung nahe Burgos. In vielen Massengräbern finden sich Skelette von Kriegsgefangenen (ganz links, in Somosierra) ebenso wie von Republikanern, die aus ihren Häusern geholt (unten, in Burgos) und hingerichtet worden sind. Als Francos Terror um sich griff, flohen Tausende zu Fuß nach Frankreich (ganz unten, nahe Barcelona)



»UND WENN WIR HALB SPANIEN TÖTEN MÜSSEN!«

Siehst du, jetzt ist unsere Stunde gekommen! Und als dann die Falangisten in den Ort kamen, hat der Pfarrer diese Menschen denunziert.“

Fast 40 Jahre lang, bis zu seinem Tod 1975, hält sich Franco an der Macht. Hitler und Mussolini haben ihm mit Waffen

und Truppen geholfen, den Bürgerkrieg zu gewinnen. Die USA und die Nato stützen den faschistischen Diktator im Kalten Krieg, um zu verhindern, dass die Kommunisten an die Macht kommen. Franco gilt als das kleinere Übel. „Dieser Verrat der Alliierten war für die Gefange-



nen in Francos Kerkern schlimmer als der verlorene Bürgerkrieg“, glaubt Paco Etxebarria. „Das war der Moment der totalen Niederlage.“

Franco stirbt am 20. November 1975. Er hat König Juan Carlos zu seinem Nachfolger bestimmt. Unter der Führung des erst 37 Jahre alten Herrschers gelingt der unblutige Übergang von der Diktatur zur Demokratie. In Europa wird diese *transición* als Vorbild für Aussöhnung unter Kriegsparteien gefeiert.

Doch der Preis ist hoch: Ein Amnestiegesetz schützt Francos Schergen vor der Justiz.

Erste Angehörige der Opfer aber beginnen, in aller Stille, Massengräber zu öffnen. Es sind Ausgrabungen ohne wissenschaftliche Systematik; Bagger schütten Berge von Knochen auf, die dann in Gemeinschaftssärgen beerdigt werden.

Nach wenigen Jahren kommt die Suche nach den Verschwundenen schon wieder zu einem jähen Ende. Am 23. Februar 1981 stürmt Antonio Tejero, Oberst-

leutnant der Guardia Civil, ins spanische Parlament, feuert einige Schüsse in die Decke und fordert: „Still jetzt, alle!“ Und wieder: jenes Schweigen, das Lorca vorausgesagt hat.

Der Staatsstreich misslingt; Tejero ergibt sich am folgenden Morgen. Dennoch hinterlässt dieser 23. Februar in der spanischen Gesellschaft einen tiefen Eindruck. Der Lorca-Biograf Ian Gibson ist in Madrid, als er vom Überfall auf das Parlament erfährt, und will mit dem Auto über die Grenze nach Frankreich fliehen. „Ich fuhr zur Tankstelle, doch es gab kein Benzin mehr. Und vor der Tankstelle schon eine kilometerlange Schlange.“ Mit einem Mal ist die alte Angst zurück in den Dörfern, in den Städten. „Die Falangisten ölten ihre Waffen. Und sie fingen schon wieder an, Listen anzulegen.“

Mit Listen hatte 1936 alles begonnen: die Angst, der Terror. Der Vernichtungs-

feldzug gegen jene Hälfte Spaniens, die nicht auf Seiten Francos und der Falangisten stand.

LORCA WEINT, zittert, dem Zusammenbruch nahe, als Ramón Ruiz Alonso ihn aus dem Haus seiner Freunde abführt. Von der Hausherrin verabschiedet sich der Dichter mit den Worten: „Ich werde dir nicht die Hand geben, weil ich nicht denken will, dass wir uns nie mehr wiedersehen.“ Er trägt eine dunkelgraue Hose, ein weißes Hemd mit einer lose geknoteten Krawatte und das Jackett über dem Arm, als er auf die Straße tritt. Ian Gibson versucht seit mehr als 40 Jahren, das Leben und die letzten Stunden Lorcas zu rekonstruieren. Noch zwei Nächte, so hat Gibson herausgefunden, verbringt Lorca in einer provisorischen Zelle am Sitz der Zivilregierung. Dann, am 18. August 1936, gegen drei Uhr morgens, wird der Gefangene in das Dorf Víznar verbracht. Die Straße dorthin windet sich in weiten Serpentinien aus der Stadt hinauf in das karstige Alfacar-Gebirge. Das Klima dort oben ist kühler als in Granada; im Sommer ziehen sich reiche Granadinos hierher in ihre Landhäuser zurück.

Im ehemaligen Landsitz des katholischen Bischofs haben die Falangisten ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Sie sollen



Viele Massengräber liegen irgendwo am Wegesrand; mitunter mussten die Opfer sie selbst vor der Erschießung ausheben. In manchen ruhen nur wenige Skelette (oben, in Berlangas de Roa), in anderen dagegen Tausende, wie in Málaga, wo Juliana Sánchez (rechts) bei der Grabung Tag für Tag vor Ort ist – in der Hoffnung, die Gebeine ihres Ehemannes identifizieren zu können



DIE AUSSÖHNUNG NACH FRANCOS TOD SOL



verhindern, dass die republikanischen Truppen über die Berge nach Granada vordringen. Und sie sollen jene politischen Gegner, die in Granada in der Falle sitzen, geräuschlos beseitigen.

Vier Wochen dauert der Spanische Bürgerkrieg zu dieser Zeit. In Granada ist er zu einem grausamen Ritual geronnen. Immer wenn die republikanische Luftwaffe Bomben auf die Stadt abwirft, holen die Putschisten Gefangene aus dem Kerker und lassen sie hinrichten: Parlamentsabgeordnete, Anarchisten, Arbeiter. So werden in Granada allein in den ersten Wochen mehr als 500 Menschen exekutiert.

Als Lorca in Vznar eintrifft, haben die Falangisten begonnen, diese Taktik zu ändern. Anstelle der öffentlichen Hinrichtung tritt die stille Auslöschung des Gegners. Lorca wird in ein Kinderferienheim verbracht, „La Colonia“, das die Falangisten zum Todestrakt umfunktioniert haben. Tausende werden in den kommenden Jahren hier ausharren, bevor sie zum *último paseo*, zum letzten Spaziergang, gebeten werden, wie die Mörder die Hinrichtung nennen.

In der Colonia ist Lorca nicht allein. Die Falangisten arbeiten ihre Listen ab; sie haben zwei Toreros festgenommen. Diese sind Anarchisten und haben in den



»Ich kenne meinen Opa nur aus Erzählungen«, sagt Nieves Galindo, deren Großvater zusammen mit Lorca starb

sie ist als Kind adoptiert worden. „Dioscoro war wohl Atheist. Wenn die Schüler ihn nach Gott fragten, sagte er: ‚Ich glaube nicht an etwas, das ich nicht sehe‘.“

Die Regierung der Zweiten Republik hatte Tausende neue Dorfschulen in Spanien eingerichtet, überkonfessionell und offen für alle – ein Affront gegen die katholische Kirche, die bis dahin fast alle Schulen betrieben hatte.

Nach dem Putsch ermorden die Aufständischen Hunderte Lehrer. Mit dem Bürgerkrieg hat dies nichts zu tun: Es ist

feiern, werden sie gezwungen, das blaue Hemd der Falangisten zu tragen.

1989 stirbt Antonio Galindo, der einzige Sohn des Dorfschullehrers Dioscoro. „In den letzten Tagen vor seinem Tod träumte er von seinem Vater. Er hatte Halluzinationen, dass er mit Dioscoro sprechen könnte. Dann bat er mich: ‚Tu alles, damit dein Großvater anständig bestattet wird‘“, erzählt Nieves Galindo.

Der Wunsch erscheint unerfüllbar. Spanien ist zwar inzwischen eine stabile Demokratie, doch seit dem Putsch des Landgendarmen Antonio Tejero im Jahr 1981 hat es niemand mehr gewagt, an den Massengräbern und den Verbrechen des Franco-Regimes zu rühren.

Bis sich der Enkel eines anderen Opfers auf die Suche macht. Im Herbst 2000 findet der Journalist Emilio Silva in der Provinz León das Massengrab, in dem sein Großvater liegt. Seitdem kommt in Spanien die Erde nicht mehr zur Ruhe.

EMILIO SILVAS ALTER OPEL ist übersät mit Beulen, hat 307 000 Kilometer auf dem Zähler und wird nicht mehr lange

LTE FRIEDEN BEWAHREN – DOCH SIE SCHÜTZT DIE SCHULDIGEN

ersten Tagen des Putsches versucht, Granada zu verteidigen. Die Gruppe, die in der Colonia auf ihr Ende wartet, steht symbolisch für alles, was Franco in Spanien ausmerzen will: ein Poet, zwei linke Kämpfer. Und ein weißhaariger Mann mit Holzbein, Dioscoro Galindo. Sein Verbrechen: Er war ein republikanischer Dorfschullehrer.

„**ICH KENNE MEINEN GROSSVATER** nur aus den Erzählungen meines Vaters“, sagt Nieves Galindo, 50 Jahre alt, Enkelin des Dorfschullehrers. Sie hat ein rundes, fröhliches Gesicht; Ähnlichkeit zum Großvater sucht man darin vergebens,

ein kultureller Genozid, ein Ausrottungsfeldzug gegen Andersdenkende.

Für die Familie von Dioscoro Galindo ist der Tod des Vaters 1936 eine Katastrophe. Die Witwe bleibt zurück mit zwei Töchtern und einem Sohn, ohne Einkommen und ohne Dach über dem Kopf, weil sie das Schulhaus der Gemeinde verlassen muss. Nach dem Krieg wird der Sohn verhaftet, bei einem Verhör fast totgeschlagen und drei Jahre eingekerkert.

Sippenhaft, ein typisches Opferschicksal: Oft werden die Familien enteignet und gedemütigt. Manchmal ziehen die Mörder im Haus der Ermordeten ein. Wenn die Kinder der Opfer Kommunion

durchhalten. Die meisten Kilometer hat Silva für die „Vereinigung zur Wiedergewinnung der historischen Erinnerung“ zurückgelegt, eine gemeinnützige Organisation, deren Gründer er ist.

Im Jahr 2000 ist Silva 35 Jahre alt und beschließt, ein Buch über seinen Großvater zu schreiben, einen Ladenbesitzer, der im Bürgerkrieg ums Leben gekommen ist. Im Heimatdorf des Großvaters sagt ihm ein alter Mann: „Hier liegen mehr Tote außerhalb als innerhalb des Friedhofs.“ Silva hält dies für eine Übertreibung.

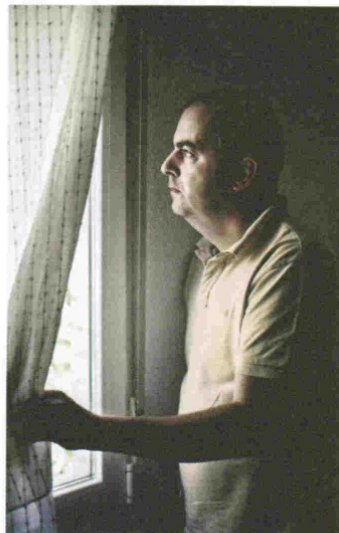
Die Überreste des Großvaters bringt ein Bagger nahe dem Heimatdorf ans

Licht, in einem Massengrab mit 13 Skeletten, die Paco Etxeberria identifiziert. Emilio Silva schreibt in der Lokalzeitung: „Mein Großvater war auch ein Verschwundener.“

Der Begriff ist eine Ungeheuerlichkeit: „Verschwundene“, *desaparecidos*, sind im spanischen Sprachgebrauch die Opfer des chilenischen Diktators Pinochet, der argentinischen Generäle. Spanien spricht zu diesem Zeitpunkt, wenn überhaupt, von seinen Opfern als *paseados*, den zum Spaziergang Geführten.

Zehn Jahre später hat Emilio Silva graue Schläfen bekommen. Er hat inzwischen Hunderte Exhumierungen gesehen, hat das ganze Land bereist. Er sagt: „Ich war in Gegenden von Spanien, wo Menschen leben, die ihr Leben lang gedacht haben, ihr Vater sei der Einzige gewesen, der im Krieg verschwand. Weil sie nie den Mut gehabt hatten, mit irgendjemandem zu reden.“

Während des Interviews in seiner kleinen Madrider Wohnung kocht Silva Kaffee, hängt nebenher Wäsche auf. Auf dem Tisch summen und brummen Laptop und Mobiltelefon, das winzige Wohnzimmer dient auch als Büro. Silva wirkt müde; am Morgen hat er an der Universität gesprochen. Die meisten Stu-



Spanien zu fürchten. Nur bei einer einzigen Exhumierung seien Angehörige der Täter aufgetaucht, erzählt Silva. Eine Frau sagt drohend: „Dass ihr das wagt! Dabei hatten wir euch doch schon vergeben!“ Vergeben! Die Täter den Opfern!

„Spanien ist unfähig, sich aus der Gefangenschaft Francos zu befreien“, ist Silvas Schluss. „Spanien hat Angst vor der Wahrheit. Wir haben so lange unter Franco gelebt, dass wir lernen müssen, den Franquismus zu verlernen.“ Inzwi-

Mit der Suche nach seinem gleichnamigen Großvater hat Emilio Silva ein politisches Erdbeben ausgelöst

richt brachten. Wie in Deutschland, wo die Achtundsechziger die Stille der Nachkriegszeit störten.

2007 verabschiedet das spanische Parlament ein „Gesetz zur historischen Erinnerung“; es sichert Angehörigen ein Recht auf Bergung der Opfer zu, bleibt aber vage in der Umsetzung. Schließlich nimmt sich der Ermittlungsrichter Baltasar Garzón der Sache an. Die Opferorganisationen setzen große Hoffnungen in Garzón: 1998 hat der Richter in einem spektakulären Coup den chilenischen Ex-Diktator Pinochet in London festnehmen lassen, später einen argentinischen Folterer in Spanien vor Gericht gestellt.

Am 16. Oktober 2008 veröffentlicht Baltasar Garzón eine Anordnung, die auf 68 Seiten darlegt, warum das spanische Amnestiegesetz von 1977 gegen internationales Recht verstößt. Hauptaussage: Verbrechen gegen die Menschlichkeit verjähren niemals. Garzón beziffert die Zahl der Verschwundenen in Spanien auf 114 266, korrigiert diese Zahl später auf „bis zu 152 237“. Er fordert, 19 Massen-

»SPANIEN IST UNFÄHIG, SICH AUS DER GEFANGENSCHAFT FRAN

dennten waren nur gekommen, um sich in die Anwesenheitsliste einzutragen. Lediglich eine Handvoll der jungen Leute interessierte sich für die Geschichten, die Silva zu erzählen hat.

Verdrängung. „Ein alter Mann fing an, bei der Ausgrabung von seinem Vater zu reden“, sagt Silva: „Er regte sich so auf, dass seine Tochter uns bat, nicht mehr weiterzufragen. Ich sagte ihr: Lassen Sie ihn. Ihr Vater läßt sich gerade Tonnen von Angst von den Schultern, die er seit 70 Jahren mit sich herumträgt.“

Das Schweigen brechen, das Franco dem Land auferlegt hat. Reden, um das Trauma zu bewältigen: Befreiung durch Katharsis. Doch genau davor scheint sich

schon hält Silva die *transición*, die Phase des Übergangs nach der Franco-Diktatur, für den Geburtsfehler der spanischen Demokratie. „Die Opfer mussten noch mehr Opfer bringen. Sie mussten auf Gerechtigkeit verzichten, in der Bedeutungslosigkeit verharren, um den Frieden zu wahren.“

Und doch: Der Pakt des Schweigens hat nicht ewig gehalten. In der Generation der Enkel gibt es Menschen, die sich mit dem „Schhht!“ der Eltern und Großeltern nicht abfinden wollen. Wie in Argentinien, wo die Mütter der Verschwundenen gemeinsam mit ihren Töchtern und Söhnen das Schlusspunktgesetz kipten und die Folterknechte vor Ge-

gräber im Land zu öffnen. Auch jenes, in dem Federico García Lorca liegen soll.

„LÖCHER! NOCH MEHR LÖCHER! Überall graben wir Löcher! Wir machen uns zum Gespött mit unseren Löchern!“ Sebastián Pérez, 45, wirkt älter, als er ist: ein freundlicher Herr ohne Hals. Die gleiche Generation wie Emilio Silva, aber eine andere Kultur. Dunkler Dreiteiler mit Einstecktuch, eine angenehme Stimme, etwas laut vielleicht. Misstrauische Augen. „Wir sollten Lorca ausgraben, und was haben wir gefunden? Eine rostige Thunfischdose!“ Nach der Anordnung von Richter Garzón ließ die Provinzregierung von Andalusien im Herbst 2009 ein ver-

meintliches Massengrab öffnen. Doch das Skelett wurde nicht gefunden.

Sebastián Pérez vertritt Granada als Abgeordneter im Spanischen Senat, einem Prunkbau nahe dem Königspalast in Madrid. Der Vorhof der Macht. Unter leisem Protest des Saaldieners öffnet Pérez die Tür zum Sitzungssaal, um den Blick freizugeben auf einen Greis, der über sein Tischchen gebeugt sitzt. „Manuel Fraga! Da sitzt er, mit 87 Jahren, und arbeitet jeden Tag! Für Spanien!“

Unter Franco ist Fraga Informationsminister. Nach dem Tod des Diktators gründet er den „Partido Popular“, PP, eine rechtskonservative Volkspartei. Während der Regierungszeit der PP von 1996 bis 2004 fließen Hunderttausende Euro Kulturfördermittel an die Francisco-Franco-Stiftung. Sie setzt sich dafür ein, das Andenken an den Diktator zu pflegen.

Der Partido Popular versuchte, das „Gesetz zur historischen Erinnerung“ zu verhindern. Senator Pérez hält den Richter Garzón für einen Rechtsbrecher.

Tatsächlich wird Garzón im Frühjahr 2010 auf Betreiben einer falangistischen Nachfolgepartei vom Dienst suspendiert, weil er gegen das Amnestiegesetz verstoßen haben soll. Die UN-Menschenrechtskommission protestiert gegen das

Berufsverbot, vergeblich. „Bei uns gibt es ein Sprichwort: Wo Feuer war, da bleibt auch Glut“, erklärt Pérez und deutet auf ein imaginäres Häufchen auf seinem Schreibtisch, „und wenn du in diese Glut pustest“ – er pustet –, „dann schlagen die Flammen hoch.“ Er lässt das Feuer mit flatternden Händen auflodern. „Besser ist es, die Glut auszutreten, zu löschen, endgültig!“ Er schlägt mit der Hand auf den Tisch. „Wir müssen die Vergangenheit vergessen!“

Und was wird aus Lorca?

„Federico lebt!“ Sebastián Pérez seufzt.

Federico García Lorca ist der Verschwundene, der einfach nicht verschwinden will.

Pérez spricht zärtlich über den Dichter, wie über einen Freund. „Federico lebt in unserer Erinnerung. Wozu brauchen wir sein Skelett? Um seinen Oberschenkelknochen in den Händen zu halten?“ Pérez hält angewidert die linke Hand in die Höhe, als ließe er daran einen Knochen baumeln. „Wir wissen, dass er umgebracht wurde. Lorca wurde Opfer eines feigen Mordes. Eine Fehde! Es war...“ Der Abgeordnete sucht nach dem richtigen Wort. „Gestern wurde in Granada ein Ehepaar beim Fernsehen vom herab-

stürzenden Dach seines Hauses erschlagen. Ein Schicksalsschlag! So war es auch bei Federico! Eine unglückliche Verkettung von Umständen!“

Der 18. August 1936 ist ein mondloser Morgen. Nur wenige Stunden verbringt Federico García Lorca in seiner Todeszelle in der Colonia. Vor Sonnenaufgang werden er und seine Mitgefangenen – die beiden Anarchisten und der Dorfschullehrer – auf einen Lastwagen gestoßen, der auf einer kurvigen Bergstraße anhält. Die vier werden am Wegesrand hingerichtet.

Wer der Todesschütze ist, wird nie geklärt, auch wenn sich ein Falangist später brüstet, er habe Lorca „zwei Schüsse in den Arsch verpasst, weil er eine Schwuchtel war“. In einem zweiten Fahrzeug kommen Totengräber. Sie heben eine Grube aus, in die sie die vier noch weichen Körper werfen.

Als die reinen Formen/im Gezirp der Gänseblümchen untergingen,/be-griff ich, dass ich ermordet worden war.



Keine Gerechtigkeit, aber wenigstens eine würdige Bestattung: Sieben Jahrzehnte nach ihrer Hinrichtung werden Opfer des Franco-Terrors in Santa Inés (oben) und Fontanosas beigesetzt. Das Massengrab in Fontanosas konnte erst gefunden werden, nachdem einer der Henker die Stelle in einem anonymen Brief an den Bürgermeister preisgegeben hatte

COS ZU LÖSEN«, SAGT EIN ANGEHÖRIGER



Lorca schrieb die „Fabel von den drei Freunden“ 1930 in New York, auch dieses Gedicht eine Prophezeiung:

Sie durchkämmten Cafés und Friedhöfe und Kirchen./Sie öffneten Tonnen und Schränke./Sie zerstörten drei Skelette, um ihr Zahngold auszubrechen./Sie fanden mich nicht mehr./Sie fanden mich nicht?/Nein, sie fanden mich nicht...

„Früher kamen wir hierher und lasen seine Gedichte und weinten“, sagt Juan Antonio Díaz, Literaturprofessor an der Universität Granada. Er steht im Lorca-Gedächtnispark an der Landstraße zwischen Viznar und Alfacar, Regen rinnt ihm aus dem grauen Haar in den Nacken. „Aber jetzt fühle ich gar nichts. Oder doch: Ich fühle mich betrogen.“

Die Erde ist noch weich im Park, hier hat die Provinzregierung gegraben, um Loras Skelett zu bergen, und nichts gefunden. Es ist der Ort gewesen, den einer der Totengräber dem Lorca-Biografen Ian Gibson zeigte. Nach der missglückten Grabung schrieb die Tageszeitung El País mit einem Seufzer: „Und jetzt, Federico? Wo steckst du?“

Wo geht die Suche weiter? Muss sie denn weitergehen? Für den Literaturprofessor Juan Antonio Díaz, der die Poesie liebt, aber auch fluchen kann wie ein Bierkutscher, gibt es keine Wahl: „Die Scheiße hat viel zu lange unter dem Teppich gelegen. Aber die Scheiße muss ans Licht, sonst hört sie nie auf zu stinken.“

Seit der missglückten Grabung weiß niemand, wo die Gebeine Loras sein könnten. Allein entlang der Landstraße



Senator Sebastián Pérez von der rechten Volkspartei würde die Suche nach Federico García Lorca am liebsten verbieten lassen

zornig gewesen sein, weil sie seinen Putsch international diskreditierte. Das gibt einem Gerücht Nahrung, wonach Franco die Exhumierung angeordnet habe – um den Poeten in jenem Monument beizusetzen, in dem er sich selbst einst zur Ruhe betten wollte: im „Valle de los Caídos“, dem Tal der Gefallenen.

DER VORHOF ZUR HÖLLE ist nicht heiß und stickig, sondern kalt, muffig, düster. Die sechs Meter hohe Eichentür fällt ins Schloss, mit einem Knall, als habe jemand einen Sargdeckel angehoben und angewidert wieder zufallen lassen. Die 200 Schritte bis zur Basilika hallen im Gewölbe wie Steinschlag wider, knatternd, knisternd. Die Marienfiguren an den Seiten sind viel zu wuchtig, um Trost

er tote Republikaner zwangsumbetten, um das Mausoleum zu füllen. Auch Franco selbst liegt hier begraben, bewacht von Mönchen.

Am 20. November, dem Todestag Francos, marschierten hier immer wieder ein paar versprengte Neu-Falangisten in blauen Hemden auf, rissen den rechten Arm nach oben und brüllten „¡Viva España!“ Am 23. November 2009 wurde die Basilika geschlossen; angeblich wegen Renovierungsarbeiten. Doch niemand arbeitet im Inneren.

Das „Valle de los Caídos“ ist eine kaltschnäuzige Behauptung: Das Geschichtsbuch ist zugeschlagen, im Blick zurück sind alle gleich, Täter wie Opfer. Und ein Anachronismus: Ein Monument, seit Francos Zeiten unverändert, das der Verbrüderung von Faschismus und Katholizismus huldigt. Mitten im demokratischen Spanien, mitten in Europa.

Nur wer zum Gottesdienst will, wird eingelassen, durch das Schattenkabinett der Marienfiguren. Licht brennt nur in der Sakristei; sieben Menschen sind gekommen. Wenn der hagere Mönch die Stimme erhebt, wird sein Gemurmel aus der klaustrophobisch dunklen Kuppel zurückgeworfen.

Die Messe dauert eine halbe Stunde. 200 Schritte zurück ans Licht, die Sonne ist untergegangen, der Platz vor dem Monument leer. Wildtauben flattern in den Kiefern. Die schwere Eichentür fällt ins Schloss. Jetzt ist Franco, der Mörder mit den kurzen Beinen, allein in seiner dunklen, feuchten, kalten Basilika, allein mit 30 000 gefolterten Seelen.

Wenigstens einer liegt da, wo er hingehört. □

Das Thema „Diktatur und Erinnerung“ beschäftigt GEO-Redakteur JÜRGEN SCHARFER seit Jahren (siehe auch Seite 168). In GEO 09/2007 berichtete er über das Schicksal einer jungen Argentinierin, die als Baby von Militärs geraubt worden war.

LORCA AHNTE SEINEN TOD VORAUSS

von Viznar nach Alfacar gibt es vier denkbare Orte, darunter ein Massengrab, in dem bis zu 3000 Ermordete verscharrt sein sollen. Ein Journalist vermutet, die Familie habe die Leiche sofort nach der Hinrichtung ausgegraben und im Landhaus bestattet, im Boden unter dem Piano. Díaz kennt Erzählungen, wonach Lorca die Hinrichtung überlebt haben soll. Franco soll über Loras Hinrichtung

zu spenden; im Dämmerlicht werfen sie Fratzenschatten an die Wände.

1940 beschließt Franco den Bau des „Valle de los Caídos“. 20 000 Zwangsarbeiter treiben in 18 Jahren einen Stollen in das Gebirge nahe Madrid und errichten ein 150 Meter großes Steinkreuz auf dem Gipfel. 30 000 Gefallene ruhen hier. Als Franco merkt, dass er nicht genügend Opfer auf Seiten der Falangisten hat, lässt